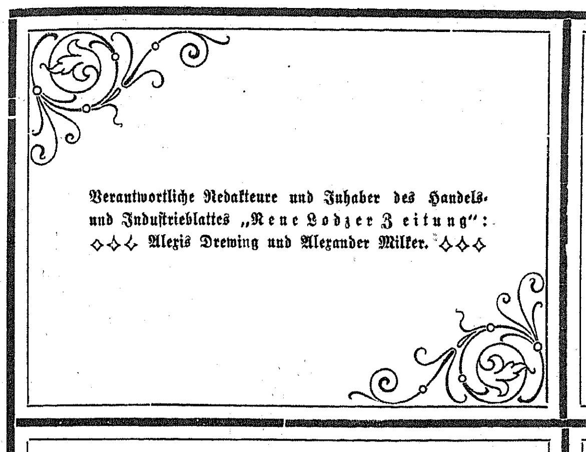


Verantwortliche Redakteure und Inhaber des Handels- und Industrieblattes „Neue Lodzer Zeitung“: Alexis Drewing und Alexander Milker.

Illustrierte Sonntags-Beilage zur № 102 des Handels- und Industrieblatt Neue Lodzer Zeitung

— № 10. — Sonntag, den 18. Februar (3. März) 1907.



Sechs Einladungen.



Humoreske von Eugen Isolani.

„Richard Marschner und Frau geben sich die Ehre, Sie zu einem Abendessen für Sonntag, den 23. d. Mts. einzuladen.“

So stand auf der einen Seite der Karte. Auf der Rückseite aber war zu lesen: „Wenn Ihr diesmal aber wieder absagt, nehmen wir es Euch ernst übel. Wir schicken Euch, damit Ihr gar keine Ausrede habt, schon heute die Einladungskarte. Da werdet Ihr doch sicher noch frei sein. Solltet Ihr aber wider Erwarten bereits schon anderweitig zugesagt haben, so bitten wir um umgehenden telephonischen Bescheid, damit wir unsere Gesellschaft verlegen können. Wir wollen Euch unter allen Umständen endlich einmal bei uns sehen.“

„Na, da gibt es nun freilich keinen Grund, abzulehnen,“ sagte ich zu meiner Frau.

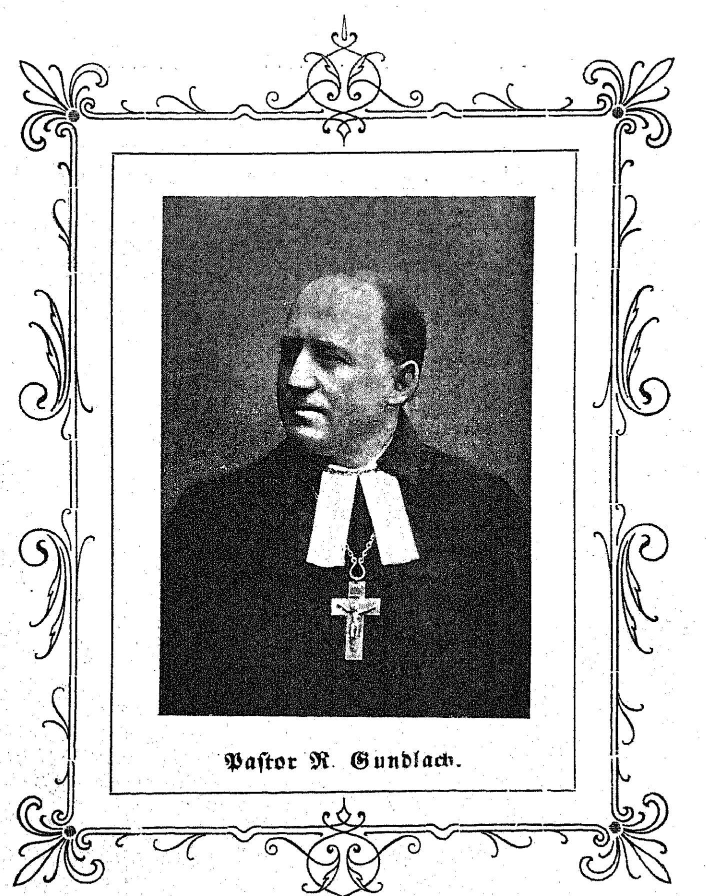
Die aber schmollte. Am 23. sollte mit einer Aufführung des „Rheingold“ der Nibelungenring wieder einmal im Opernhause in Szene gehen. Darauf hatte sich meine Frau gefreut, und daraus sollte nun wieder nichts werden, wie schon einige Male vorher. Denn deswegen eine in so liebenswürdiger Weise erfolgende Einladung absagen, das ging nicht gut an.

„Aber bei diesen langweiligen Menschen, wo weiter nichts getan wird, als gegessen und dann von Dienstmädchen und Wirtschaftsangelegenheiten gesprochen!“ schmollte meine Frau weiter.

„Na ja, Du hast ja recht, liebes Kind! Ich kenne auch etwas Amüsanteres, einen Abend bei Marschners. Aber Du weißt, Vetter Richard und seine Frau meinen es gut, und es würde sie mit Recht beleidigen, wollten wir wegen einer Opernvorstellung, die wir auch später noch einmal sehen können, absagen. Und schließlich, wenn wir für den 23. absagen, müssen wir ihnen gleich einen andern Tag bestimmen, und wer weiß, was uns dann für ein Vergnügen verloren geht!“

Das sah denn auch meine Frau ein, und ich ging dann auch sofort ans Telephon, um Marschners den Bescheid zu geben, daß wir frei seien und wir ihrer Einladung gerne Folge leisten würden.

Das war natürlich auch nur so eine gesellschaftliche Lüge, denn ebenso wenig wie meine Frau, folgte ich gern der Einladung. Ebenso wie die Leute, die wir dort zu treffen pflegten, meist Geschäftsfreunde des Vetters, wenig anregend waren, ebenso war auch die Küche, die Marschners führten, nicht sonderlich gut, und für Wein und Zigarren hatte Marschner keinen sehr gut ausgebildeten Geschmack. Also die Freuden, die uns dort winkten, waren nicht sonderlich groß. Um so mehr ärgerten wir uns, als in den folgenden Tagen noch mehrere Einladungen für Sonntag, den 23. kamen. Als die erste dieser Aufforderungen eintraf, eine von meinem guten Freunde Oskar Müller, da rief meine Frau wütend aus: „Natürlich, Du mußt ja auch bei Marschners gleich zusagen! Bei Müllers, wo es immer so reizend ist!“



Pastor R. Gundlach.

Als eine zweite Einladung von meinem Kollegen Franz Walter kam, sagte ich bedauernd: „Schade, schade! Zu Walter wäre ich viel lieber gegangen. Da ißt man vorzüglich! Und einen Weinkeller hat der Walter, wie kein zweiter in der Stadt!“

Als die dritte Einladung kam, vom Onkel Otto, da jammerte meine Frau: „Beim Onkel Otto ist's immer so gemütlich. Und der nimmts uns womöglich übel, wenn wir absagen. Natürlich werden alle andern Verwandten da sein und über uns herziehn! Mußte auch die Marschners der Teufel plagen und gerade an diesem Tage 'ne Gesellschaft geben!“

Als die vierte Einladung kam, vom Dr. Ernesti, da stöhnte ich: „Daß uns auch jedesmal etwas in die Quere kommt, wenn der uns einlädt! Wo man so nette Leute treffen würde!“

Und als dann noch eine fünfte Einladung kam von Ernst Gutknecht und Frau, da wütete meine Frau: „Na, ja, ich hab's Dir ja gleich gesagt, daß gerade zu diesem Sonntag die meisten Einladungen kommen. Mitten in der Saison! Das war ja zu erwarten! Aber nein, wir müssen ausgerechnet zu Marschners gehen, wo es am langweiligsten ist.“

„Daß noch mehr Einladungen kommen werden, liebes Kind,“ antwortete ich, „hast Du nun zwar nicht gesagt. Da wir aber ohnedies alle sechs Gesellschaften nicht hätten mitmachen können, müssen wir uns schon bescheiden. Bei fünfen hätten wir doch absagen müssen! Also suchen wir uns, so gut es geht, bei Marschners

zu amüsieren!“ — „Wird nicht viel werden!“ sagte meine Frau schmollend, und ich meinte dazu, daß das ganz in unserer Hand selbst läge. Mit heiterem Sinn könnte man überall vergnügt sein, schmollend aber würde man sich bei dem schönsten Vergnügen langweilen. So hatten wir denn nacheinander allen fünf Freunden Absagebriefe geschickt und — in jedem Falle sogar aufrichtig — fünfmal herzlichst bedauert, bereits vergeben zu sein.

Und jeden Tag, der bis zu dem großen Sonntag verging, nahm meine Frau wohl einigemale alle sechs Einladungen, die uns zuteil geworden waren, hervor und las sie nacheinander durch, wobei sie dann immer zum Schluß diejenige von Richard Marschner und Frau wutentbrannt auf den Tisch warf. Und ich neckte sie dann dabei wohl oft, indem ich sie zum Beispiel fragte, ob wir mit den fünf Einladungen, die wir nicht annehmen konnten, nicht etwa Handel treiben wollten, oder sie an arme Teufel geben könnten, denn solch' gutes Essen, wie es uns da entginge, wohl behagen würde.

Und schließlich rückte der große Tag, der einladungsreiche Sonntag — heran.

Da wir Sonntag die Kaffee-Plauderstunde des Morgens immer bei der Zeitungslektüre auszudehnen pflegten, so machte ich mir den Scherz und holte noch einal die sechs Einladungen hervor und las sie langsam meiner Frau vor.

„Du,“ sagte ich, „es ist doch schade, daß wir gerade die von Marschners gewählt haben und alle andern absagten. Wir hätten doch lieber bei allen sechsen zusagen und bei jedem einen Gang einnehmen sollen. Mit Hilfe eines Automobils hätten wir leicht zu allen sechsen herumkommen können! Dann wären wir wenigstens sicher gewesen, daß wir irgendwo ein gutes Gericht ergattert hätten.“

„Und bei Marschners ist's damit ja sicher schlecht bestellt,“ meinte meine Frau ärgerlich. — „Ja, ja, mein Kind!“ sagte ich, „für alle Fälle sorge nur für einen guten Imbiß, mit dem wir uns vorher noch regalieren, damit wir dort nicht allzusehr hineinfallen!“

„Ach, wo denkst Du hin?“ sagte meine Frau. „Nein, bei mir bekommst Du heute nichts! Das wäre noch schöner! Sechs Einladungen in der Tasche, und dann zu Hause speisen. Nein, den Vorteil muß ich doch bei meinem Wirtschaftsgeld haben. Ich habe nichts in der Speisekammer, und das Mädchen geht auch heute aus!“

Na, ich wollte meine Frau noch überreden, daß sie über Mittag, wenn die Geschäfte geöffnet sind, noch für alle Fälle etwas kalte Küche ins Haus besorge, sie wollte aber davon nichts wissen. — Ueber den Sonntag würde es nur schlecht.

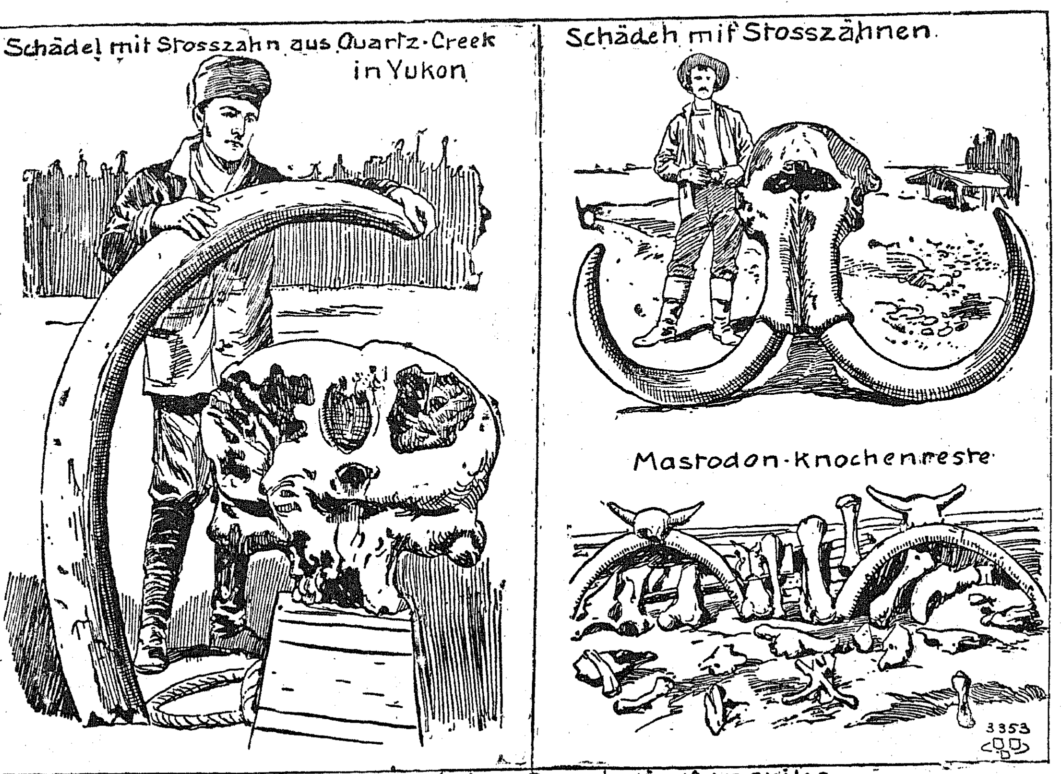
Aber jedenfalls hatte sie einen schönen Sonntagsbraten zu Mittag auf den Tisch gebracht, und als wir uns an diesem gütlich taten, meinten wir beide, solch' einer würde uns sicherlich nicht bei Marschners vorgesetzt werden. —

Eben hatte ich mich zum Mittagsschläfchen niedergelegt, und meine Frau wollte ein gleiches tun, da klingelte es am Telephon.

Meine Frau eilte an den Apparat.

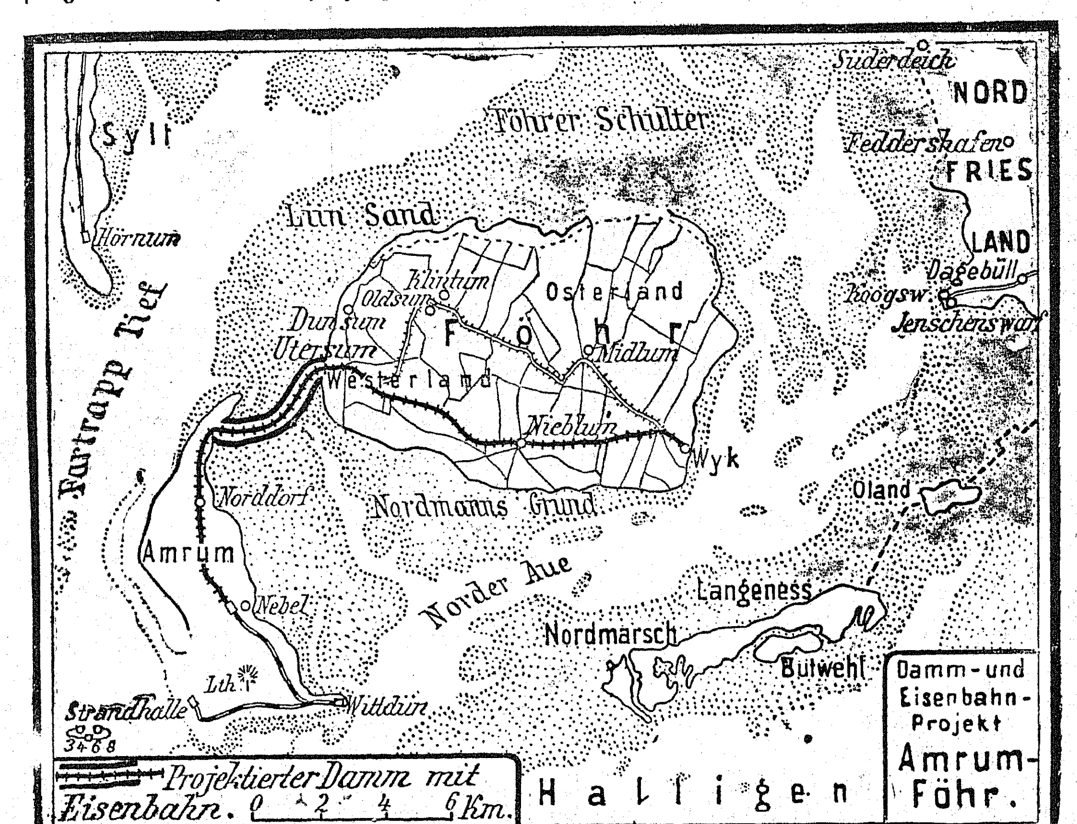
„Wer? Marschner? Sie selbst, Frau Marschner?“ hörte ich sie fragen. „Ach, warum denn? Was ist denn passiert? So, so?! Natürlich! Bitte, bitte! Da ist nichts zu entschuldigen! Das kann ja bei jedem vorkommen. Na, adieu! Also, auf Wiedersehen! Gut, gut, Frau Marschner! Schluß!“

„Was ist los?“ fragte ich ahnungslos, als ich das seltsam erstaunte Gesicht meiner Frau sah, die mit hörbarem Ruck den Schalltrichter an den Apparat gehängt hatte. „Marschners haben uns wieder ausgeladen; sie müssen die Gesellschaft vorläufig aufschieben. Das Dienstmädchen ist ihnen erkrankt!“



Neue Mastodonfunde in Amerika

(Text S. 76.)



(Text S. 76.)

„Na, solche dumme Geschichte!" brauste ich auf. „Was tun wir denn nun?"

„Nichts! Wir sitzen zuhause!" sagte meine Frau beinahe mit Tränen in den Augen. „Wir können uns dann ausmalen, wie schön wir uns bei Walters amüsiert hätten, oder bei Müllers, und wie sie bei Onkel Otto vergnügt sein werden, und wer alles bei Dr. Ernestis sein wird, oder bei Guteknechts!"

Ich war sehr ärgerlich! Besonders tat mir meine Frau leid, denn schließlich freute ich mich im Stillen, daß ich mich nicht bei Marschners langweilen und das schlechte Essen dort genießen brauchte.

„Na, liebes Kind," sagte ich tröstend, „da gibt es nun nicht zu jammern. Bei den andern können wir uns jetzt nicht gut noch nachträglich ansagen, man weiß ja nicht, ob man sie nicht etwa in Verlegenheit bringt. Wir werden versuchen, ob wir nicht etwa noch zur Oper Billets bekommen —" Garnicht daran zu denken!" unterbrach mich meine Frau. „Nun, der Versuch schadet nichts. Vielleicht hat jemand ein paar Billetts zurückgebracht oder ein Händler hat noch ein paar Billets. Und wenns keine gibt, gehen wir fein ins Restaurant und speisen nach Herzenslust. Gibts aber Billetts, gehen wir noch nach dem Theater speisen!"

Na, meine Frau war damit einverstanden.

Wir machten uns dann zur Zeit fertig und fuhren an die Oper. Aber gerade, als wir hineingehen wollten, kamen uns von drinnen — Richard Marschner und Frau entgegen.

„Habt Ihr auch Billetts?" rief uns Marschner zu, „das ist ja nett!"

„Nein, wir wollen erst sehen, ob wir nicht noch welche bekommen!" sagte ich. — „Da kommt Ihr freilich einen Posttag zu spät! Ich habe eben die letzten gekriegt. Nichts mehr zu haben! Ich habe freilich schon vormittags antelephoniert, gleich als wir sahen, daß aus unserer Gesellschaft nichts werden kann. Hat uns wirklich sehr leid getan!"

Und dann jammerten sie uns vor von dem erkrankten Dienstmädchen, und wie sie es bedauerten, daß heute die Gesellschaft ausbleiben müßte, und wann wir denn noch in den nächsten Tagen für sie zu haben seien.

„Für Euch vorläufig garnicht", rief ich wütend aus und wollte mit meiner Frau abgehen, worauf mich Marschner festhielt und sagte, es komme ihm vor, als ob wir seine Absage übel nehmen. Das wäre doch sehr unrecht; was ihnen passiert sei, könne doch jedem passieren, und es tue ihnen doch selbst leid. Es habe sich doch aber nicht anders machen lassen. „Schon gut, schon gut! Wir nehmen nichts übel!" sagte ich und verabschiedete mich so schnell als möglich. Dann gingen wir ins Restaurant.

Meine Frau jammerte, noch könne sie nichts essen. Ich hatte auch noch keinen richtigen Appetit. Aber schließlich, wo sollten wir bleiben? Erst noch einmal nach Hause, wo nichts in der Speisekammer war, und dann von dort noch einmal ins Restaurant, das wäre töricht.

Das neue Präsidium des Reichstages.

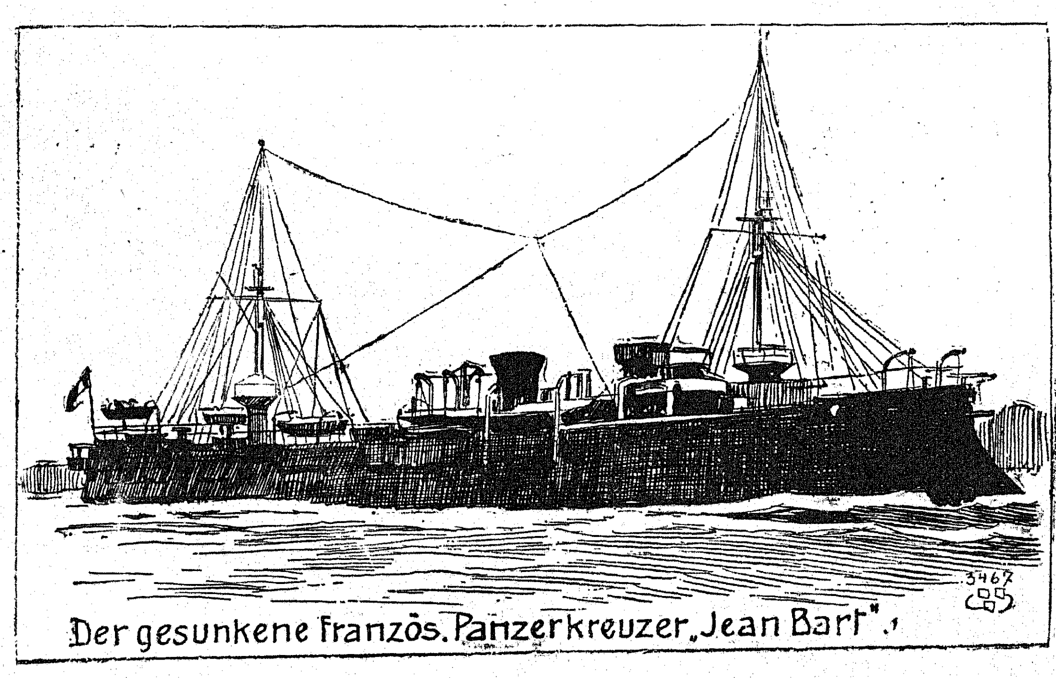
Prof. Paasche (natlib.) I. Vizepräsident. — Graf Udo Stolberg (kons.) Präsident. — Stadtrat Kaempf (fr. V.) II. Vizepräsident. — v. Winterfeldt-Menkin Alterspräsident.

(Text S. 78.)

Also, so suchten wir uns denn im Restaurant einen Platz; es war überfüllt. Aber schließlich bekamen wir noch an einem Tisch, wo bereits vier Personen waren, zwei überzählige Stühle. Wir saßen zwar sehr unbequem, ich tröstete aber meine Frau mit der Erinnerung, daß wir schon einmal zu einer Gesellschaft bei Marschners noch unbequemer gesessen hätten.

Dann legte ich meiner Frau die Speisekarte vor. Mit Mühe und Not war sie zu bewegen, schon eine Kleinigkeit zu essen. Und auch ich ließ mir nur eine Kleinigkeit geben, denn so recht zu speisen, dazu hatten wir beide noch keinen Appetit. Aber als wir gegessen hatten, waren wir froh, daß wir damit fertig waren, denn es war kaum noch vor Hitze, Rauch und Lärm in dem Restaurant auszuhalten, und die Leute an unserem Tisch stritten sich so lebhaft und laut über die Frage, ob sie auf der Reise nach der Schweiz oder an die Nordsee über München gefahren seien.

Dann setzten wir uns auf und fuhren in unser Heim zurück. Zuhause hatten wir natürlich noch Hunger, sogar tüchtigen Hunger. Ich machte meiner Frau den Vorschlag, wir wollten noch einmal in ein Restaurant fahren. Aber davon wollte sie nichts mehr wissen. Sie holte aus der Speisekammer einen kleinen Rest des Mittagbratens und ein Stück trockenen Brotes dazu. Als wir das mit Heißhunger verzehrt hatten, fiel ihr ein, daß noch ein paar Backpflaumen da sein müßten. Auch die teilten wir redlich. Dann spielten wir noch eine halbe Stunde Sechsundsechzig, ein Spiel, das ich greulich langweilig finde und das auch nicht dadurch interessanter wurde, daß wir die Bilder nach den Freunden nannten, die uns eingeladen hatten, und jedesmal, wenn Richard Marschner und Frau uns in die Hände kamen, der Karo-König und die Königin, wir die Karten wütend auf den Tisch warfen. Um halb zehn Uhr krochen wir beide ins Bett. So früh, so hungrig, so gelangweilt waren wir wohl seit Jahren nicht zu Bett gegangen. Und das war an einem Tage geschehen, da wir sechs Einladungen in der Tasche hatten.



Der gesunkene französ. Panzerkreuzer „Jean Bart".

(Text S. 76.)

Zu unseren Bildern.

Ein großes Verkehrsprojekt. (S. 74.) Jahrhunderte sind vergangen, ehe das zersplitterte Deutschland wieder daran denken konnte, die gewaltigen Landstrecken, welche die Sturmfluten an der Westküste Schleswigs vor Jahrhunderten hinweg gespült haben, durch Dammanlagen größtenteils wieder zurückzuerobern. Es wird jetzt ein gewaltiger Damm von dem Festlande nach der Insel Nordstrand geführt, während die dem Lande näher liegenden kleineren Inseln schon durch Dämme wieder ihre Verbindung mit dem Mutterlande erhalten haben. Jetzt ist nun ein gewaltiges neues Projekt aufgetaucht, das rasch in maßgebenden Kreisen Förderung gefunden hat. Es handelt sich um die Verbindung der Inseln Föhr und Amrum. Zur Zeit der Ebbe führt bereits jetzt ein schmaler Weg von der einen Insel zur andern durch die Watten hindurch, der von Fußgängern, ja sogar von Fuhrwerken benutzt wird. Dem Lauf dieses Weges folgen, will man nun einen gewaltigen Damm zwischen beiden Inseln errichten, und da die Meeresströmung auf dieser Stelle sehr schwach ist, wird sich eine besondere Schwierigkeit dem auch nicht in den Weg stellen. Der Damm soll indessen nicht nur als Sperrdamm dienen, sondern er soll gleichzeitig einem zweiten Verkehrsprojekt die Wege ebnen. Es handelt sich nämlich um nichts geringeres, als die Verbindung von Norddorf auf Amrum mit Wyk auf Föhr durch eine Eisenbahn. Durch solch eine Bahnlinie würde es nämlich den Reisenden, denen an einer Seefahrt auf den kurzen Wellen der Nordsee nichts gelegen ist, leicht gemacht werden, nach beiden Inseln zu gelangen, indem sie vom Niebüll mit Hülfe einer kurzen Fahrt nach Wyk und von dort mit der Eisenbahn nach Amrum gelangen könnten. Für die Inseln selber wäre durch die Bahn insofern der Vorteil gewonnen, daß auch Amrum während der Wintermonate nicht vollkommen von der Nachbarschaft abgeschlossen wäre, wie das jetzt der Fall ist. Es handelt sich also hier um ein epochemachendes Bauwerk, dessen Früchte die nächste Generation ernten kann.

Bilder vom Untergang der „Berlin".

Die Unfallsstelle

Die Mole bei ruhigem Wetter

Die Hafeneinfahrt bei bewegtem Wetter.

Dorf und Station Hoek van Holland.

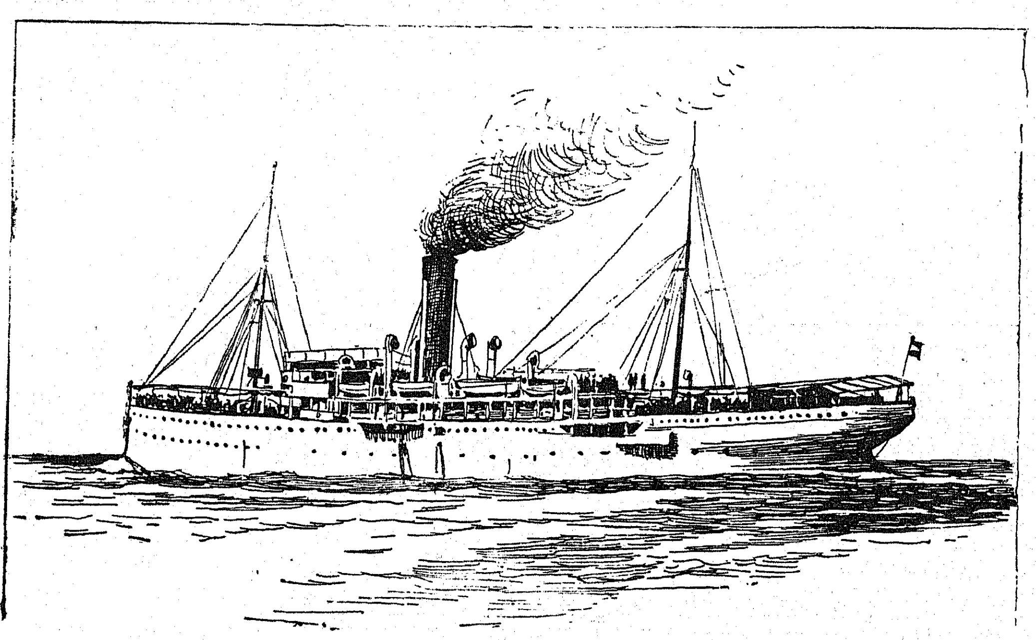
Die Molenspitze † mit dem Leuchtturm.

Kapitän Precious

Das Wrack (nach einer Skizze)

(Text S. 77.)

Mastodonfunde. (Bild S. 74.) Waren bislang europäische Länder, vor allem die Höhlen im südlichen Frankreich ergiebige Funde für Tierüberreste aus alten, längst verschollenen Zeiten, so sind jetzt Sibirien und Nordamerika an ihre Stelle getreten und was hier der Zufall an das Tageslicht gefördert, ist so überraschend, daß die Sagen und Mythen von dem alten Fabelwesen der Märchenzeit positive Grundlagen gewinnen. Mastodon und Mammut waren uns ja allerdings schon bekannt, aber die letzten Funde ganzer Skelette dieser Tiere, wie sie beispielsweise im Yukon-Gebiete gemacht worden sind, stellen alle bisherigen Funde in den Schatten. Ein Mastodonschädel war vier Fuß lang, zwei Fuß vier Zoll breit und seine Stoßzähne waren $7^1/_2$ Fuß lang. Diese Funde haben begreiflicherweise namentlich unter der amerikanischen Gelehrtenwelt gewaltiges Aufsehen hervorgerufen und so hat man denn die bereits früher eingeleiteten Ausgrabungen wieder aufgenommen, namentlich die Ausgrabungen vorsintflutlicher Tierreste in Wyonning und Montana. Auch diese sind von Erfolg begleitet gewesen. Man hat Reste der Riesenvogeleidechse gefunden, des Claosaurus, der vor etwa drei Millionen Jahren gelebt haben muß. Das Tier glich einer Eidechse von Elefantengröße und hatte einen Entenschnabel, es bewegte sich auf den mächtigen Hinterfüßen und brauchte die schwächeren Vorderbeine zum Abreißen des Futters von den Bäumen. Auch von anderen Tieren von dem Vorgänger des Elefanten, dem Laralophodon, vom Titanotheres sowie vom sagenhaften Antilopenschwein hat man Reste gefunden und ist dabei, sie so zusammenzusetzen, daß man ein Bild dieser Tierwelt erhält. Man kann auf die Ergebnisse gespannt sein. —



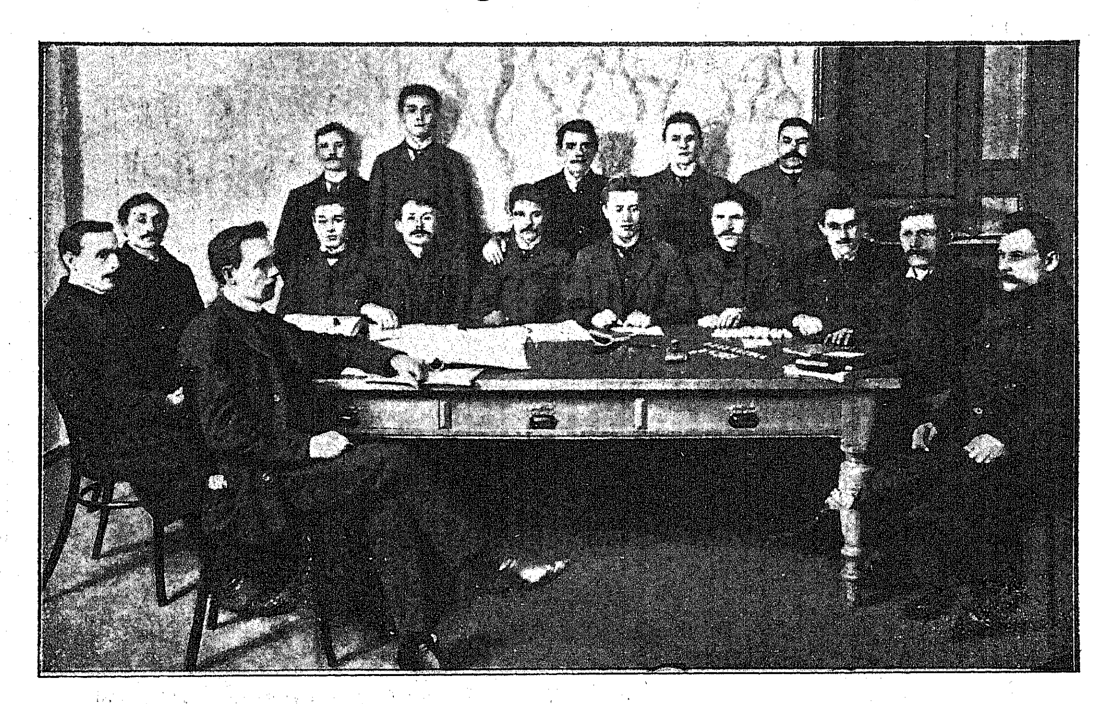
Der untergegangene Dampfer „Imperatrix." (Text S. 77.)

Ein abermaliger Flottenverlust Frankreichs. (B. S. 75.) Die französische Flotte, hat in der letzten Zeit, ähnlich wie England eine große Reihe schwerer Verluste gehabt. Abgesehen von den Unterseebooten und den Torpedobooten erinnern wir nur an den Untergang des Kreuzers „Sully." Jetzt ist die französische Flotte von einem neuen schweren Verlust betroffen worden. Es handelt sich um den Kreuzer „Jean Bart", ein allerdings schon älteres Schiff, das aber im Jahre 1905 durch Umbau vollständig renoviert wurde. Es handelt sich

um einen Kreuzer von 4100 Tonnen Wasserverdrängung und 18,3 Knoten Geschwindigkeit. Das Schiff war stark mit Schnellfeuergeschützen versehen und hat einen Deckpanzer von 90 Mm. Stärke. Gleichzeitig verfügt es über 5 Torpedobohrer. Der Kreuzer konnte mit einem Vorrat von 750 Tonnen an Kohlen 4500 Seemeilen zurücklegen. Seine zwei Maschinen entwickelten 8000 Pferdestärken. Das Schiff war 107 Meter lang, 13 Mtr. breit und hatte einen Tiefgang von etwa 6 Meter. An Besatzung befanden sich 380 an Bord, die sämtlich gerettet worden sind.

Zum Untergang der „Berlin.“ Unsere heutige Bilderzusammenstellung bringt unseren Lesern vor allem ein von einem englischen Zeichner unmittelbar an Ort und Stelle aufgenommenes Bild der Unglücksstelle, das er vom Bord des Rettungsdampfers aus skizziert hat. Ein Rettungsboot des Schiffes „Berlin“ selbst ist soeben vom Sturm niedergerissen worden und Leichen treiben auf den Wellen. Die Versuche kühner Schwimmer, sich mit der Kraft ihrer Arme in Sicherheit zu bringen, scheiterten bekanntlich daran, daß sie von den Wellen auf die Mole geworfen wurden und durch den Anprall die schwersten Verletzungen davontrugen. Die Mole-Einfahrt in den Hafen ist etwas anders geartet, wie wir sie bei uns zu sehen gewohnt sind. Gewaltige Holzpfähle bilden eine von Steinblöcken ausgefüllte Rinne, über welche bis zur Molenspitze und zum Leuchtturm eine Schmalspurbahn führt. Bei niedrigem Wasserstande kann man trockenen Fußes die Mole entlang wandern. Bei dem rasenden Nordweststurm des Unglückstages aber stand die Mole einen Meter tief unter Wasser und die Wogen jagten darüber hinweg, ohne daß man die Mole überhaupt gewahrte. Uebrigens läßt uns eine Ansicht der Mole vom Meere aus erkennen, daß der Wellengang gar nicht besonders groß zu sein braucht, um schon die Mole zu überspülen. Die Unglücksstelle selbst befindet sich unmittelbar vor dem Leuchtfeuer, dessen Wärter knapp 50 Schritt von dem Unglücksschiff entfernt und doch den Elementen gegenüber machtlos war. Er hörte die Schreie der Ertrinkenden, er sah einen nach dem andern in den Wogen versinken und konnte doch nichts zu ihrer Unterstützung tun. Der Zeichner führt uns sodann in den Hafen selbst. Im Vordergrunde, also diesseits des Kanals erheben sich die ärmlichen Fischerhütten der Bewohner des Dorfes Hoek, während man auf der anderen Seite die Bahnhofsgebäude und die Schiffsempfangshalle der Great-Eastern-Eisenbahngesellschaft sieht, der auch der Dampfer „Berlin“ gehört. Wir schließen unsere Bilderserie ab mit dem Porträt des Kapitäns der „Berlin“ Precious, der mit seinem Steuermann zusammen als erster dem Wüten der Elemente zum Opfer gefallen ist.

Bilder aus der Zeit des Lokouts in Lodz.



1) Beratung einer Arbeitergruppe.



2) Verteilung von Unterstützungen an die ausgesperrten Arbeiter.

(Text S. 78.)

Zum Untergang des Dampfers „Imperatrix.“ (S. 76.) Während ein furchtbares Schiffsunglück an der holländischen Küste stattgefunden hat, ist ein Dampfer des österreichischen Lloyd „Imperatrix“ bei der Insel Elaphonisi an der Westküste Kretas gescheitert und hat zweifellos etwa 50 Menschen mit hinab in die Tiefe gerissen. Leider befindet sich die Unglücksstätte 15 Stunden von Kanea entfernt, so daß es nicht möglich ist, genaue Nachrichten einzuziehen. Ein französischer und ein italienischer Kreuzer sind von Kanea aus nach der Unglücksstelle abgegangen, desgleichen ist der Lloyddampfer „Cartove“ dorthin unterwegs. Die „Imperatrix“, Kapitän Ghezza, ist eines der besten Schiffe des Oesterreichischen Lloyd. Gebaut wurde das Schiff 1888 im Triester Lloydarsenal und alsbald in den indischen Dienst des Lloyd eingestellt. Das Schiff ist seitdem stets nur auf dieser Fahrt beschäftigt gewesen und hat am 18. Februar die 104. Fahrt nach Bombay angetreten. Der Dampfer war ein überaus stark gebautes Schiff von 4200 Tonnen Wasserverdrängung und 4400 Pferdekräften. Er hatte Raum für 120 Mann Besatzung und 113 Kajütenpassagiere. Auf der eben angetretenen Fahrt befanden sich nur 20 Passagiere. Auf der eben angetretenen

Fahrt befanden sich nur 20 Passagiere an Bord. Es ist dies das erste Mal, daß dem Lloyd ein Unfall zustößt, bei dem Menschenleben zu Grunde gegangen sind.

Bilder aus der Zeit des Lock-outs in Lodz. Eine schwere trostlose Zeit ist es, die wir gegenwärtig durchleben. Sechs der größten Manufakturen sahen sich durch unhaltbare Zustände gezwungen, ihre Arbeiter auszusperren und die Fabriken zu schließen. Es wurden dadurch gegen 30,000 Arbeiter brotlos. Leider läßt sich die Zeit noch immer nicht absehen, wenn die Arbeit in den betreffenden Fabriken wird wieder aufgenommen werden können und deshalb hat sich ein Bürger-Komitee gebildet, das den in Not geratenen Arbeitern hilfreiche Hand leistet, um sie vor Hunger und Elend zu schützen. Pastor Gundlach und zahlreiche andere, dem Bürger-Komitee angehörende Personen sind eifrig bemüht, der Arbeiterschaft Unterstützungen zu gewähren. — Wir bieten aus dieser Veranlassung unseren Lesern ein Bild des Pastors Gundlach, sowie ein Bild über die Sitzungen der Arbeiter in Sachen der Aussperrung und ein Bild über die Verteilung von Spenden an die brotlosen Arbeiter.

Das neue deutsche Reichstagspräsidium. Fast alle Fraktionen des neuen Reichstages haben unmittelbar nach der Eröffnungsitzung ihre Fraktionssitzungen abgehalten und haben sich mit der Frage des Präsidiums schon vor der Wahl selber auf die nachher auch wirklich gewählten Kandidaten geeinigt. Das Zentrum ist durch die konservativ-liberale Einigung vollständig ausgeschaltet worden. Zum Präsidenten des Reichstages ist der bisherige 1. Vizepräsident Graf Udo Stolberg gewählt worden, zum 1. Vizepräsidenten der national-liberale Abgeordnete Prf. Paasche und zum 2. Vizepräsidenten der Kandidat der freisinnigen Volkspartei und Vertreter des ersten Berliner Wahlkreises Herr Johannes Kämpf. (siehe Bilder S. 76.) —



Das Kaffee-Importhaus L. B. Jankiewicz in Warschau.

Ein Blatt aus der Geschichte der Landes-Industrie.

Von der Gelegenheit Gebrauch machend, stellte ich gleich eingangs die Frage, die wohl einem jeden Feinschmecker in den Sinn kommen dürfte: — Kann man an Form und Gestalt der Kaffeebohne ihre Qualität und Güte erkennen? Kann man die Güte des Kaffees mit dem Auge abschätzen?

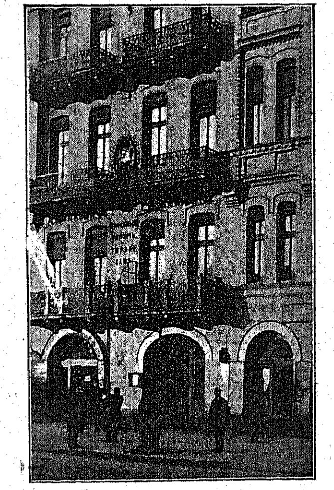
Herr Tadeusz Jankiewicz, der junge Besitzer der Firma und Sohn des Gründers derselben, antwortete mir mit Bestimmtheit:

Nein, mein Herr, das ist nicht möglich. Hierauf auf ein ungeheueres Lager, gefüllt mit Kaffeesäcken weisend, die zu hohen Schichten aufgestapelt waren, hinzufügend: — Im Handel befinden sich 47 Gattungen Kaffee. Wir haben sie alle in unseren Niederlagen. Auf Grund langjähriger Erfahrungen kann ich Ihnen daher versichern, daß, bevor die Kaffeebohne nicht gebrannt, gemahlen und gebrüht ist, resp. bevor man daraus keinen zum Kosten bereiten Trank hergestellt hat, kann man über die wesentlichen Vorzüge des Kaffees, resp. über seinen Geschmack und sein Aroma kein Urteil fällen.

Er warf noch dazwischen:

— Das ist eben die Ursache, weswegen der Kauf einer Partie Kaffee, sogar für uns, die Spezialisten, immer eine Art Risiko bildet.

Dieser, von einem Grossisten, Kaufmann und Industriellen empfangene Hinweis — die Firma L. B. Jankiewicz importiert nicht nur den Kaffee, sondern sie brennt ihn auch und bereitet ihn zu einem Produkt für den Küchengebrauch vor — kann unseren Hausfrauen nur von Nutzen sein. Und zwar muß er sie überzeugen, daß ebensowohl das Betrachten der rohen Kaffeebohnen und das Suchen nach „kleinen verrunzelten Bohnen“, wie das Spähen nach einem besonderen Glanze der gekochten Bohnen keine Garantie für die Güte des Kaffees geben und gar keine Kenntnis bilden. Das einzige, was eine gute und verständige Hausfrau tun kann, ist, daß sie sich zwecks Einkaufs des Kaffees zu einer soliden, bekannten und erstklassigen Firma begiebt. Das Kaffee-Importhaus L. B. Jankiewicz ist ohne Zweifel eine solche Firma.

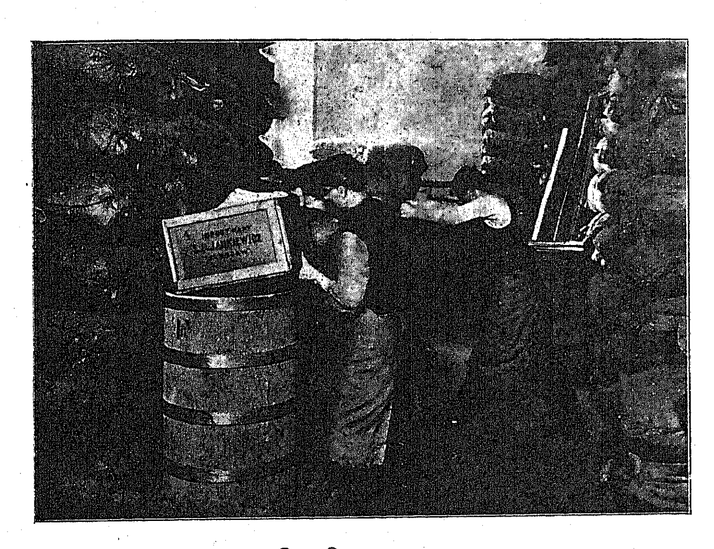

Das Haus, in welchem sich die Fabrik von Jankiewicz befindet.

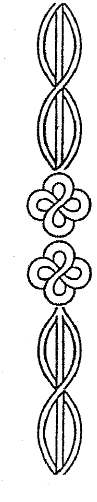
Die gastronomischen Genüsse, die eine Tasse guter Kaffee nach einem schmackhaften Mittagsmahle bietet, waren, das wissen wir alle, in Europa, sogar zur Zeit der Renaissance und wo man zu leben verstand, bis zum 17. Jahrhundert unbekannt.

Und auch das wissen wir Alle, daß den Kaffee aus Arabien nach Europa der Pole Kulczycki brachte.

Aber weder die Polen verstanden es, sich auf dem Posten der Vermittler im Kaffeehandel zu behaupten, noch verstand es Asien, sich das Monopol der Kaffeezustellung für die Welt zu sichern.

Die energievollen Amerikaner überzeugten sich, daß in Südamerika, in Brasilien, in dem rotbraunen Lehmboden, unter einem Himmel, der das ganze Jahr hindurch eine große Wärme herabsendet, die Kaffeepflanze vorzüglich gedeiht, blüht und Früchte trägt und bald nach den ersten Versuchen entstanden riesige Plantagen, die verständnisvoll geleitet und exploitiert wurden. Im Besitz der besten Kaffeegattungen, die man aus Arabien (Mokka), Java, Ceylon bezog, war es für die Amerikaner nicht schwer, den Kaffeehandel an sich zu bringen und heute halten sie das Monopol, als die Kaffeelieferanten für die ganze Welt, einzig und allein den Holländern gestattend, auf dem kleinen Absatzterrain





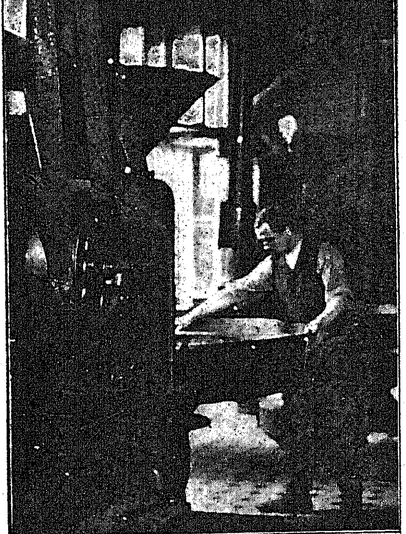
Im Lagerraum.

Vorbereitung zum Versand.

ihres Vaterlandes selbständig zu operieren. Die Praxis schuf vier große Handelsheerde für den Kaffee: Newyork, London, Havre und Hamburg. Ueberall bestehen dort spezielle Kaffeewaren-Börsen, die, gering gesagt, Millionen umsetzen. Denn nur ein polnischer Kaufmann allein, Herr Jankiewicz, der in Hamburg kauft, bezieht jährlich für eine halbe Million Rubel Kaffee.

Die handels-industrielle Kaffee-Importfirma L. B. Jankiewicz wurde in Warschau von dem Vater des gegenwärtigen Besitzers, dem verstorbenen Herrn Leon Karol Jankiewicz, einem bekannten und geachteten Kaufmanne, Ende des Jahres 1898 gegründet.

Im ersten Jahre des Bestehens bestand die Kaffeebrennerei aus einem 3 pferdigen Motor, einem mechanischen Ofen, der mit einem Mal 100 Pfund Kaffee aufnehmen konnte, einer Reinigungsmaschine, einer Maschine zum Sortieren des Kaffees und beschäftigte 5 Arbeiter und 3 Kontoristen. Von dieser Zeit an entwickelte sich die Fabrik systematisch von Jahr zu Jahr und im Jahre 1906 erreichte sie bereits einen Umsatz von 530,000 Rbl., der Motorbetrieb 15 Pferdekräfte, der Kaffee wird in drei Oefen gebrannt, die eine Ladung von je 150 Pfund fassen, zum Sortieren dienen fünf Maschinen, und zum Reinigen vier, und die Etablissements beschäftigen siebzehn Arbeiter, zwölf Beamten und zehn Verkäuferinnen in eigenen Läden.



Vor dem Röstofen.

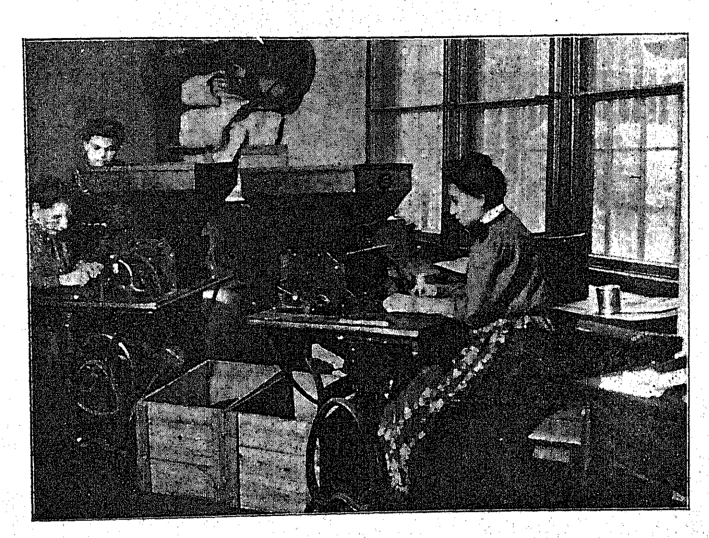
Unsere Kundschaft ist eben daran gewöhnt, den Kaffee in speziellen, fabriksmäßigen Läden zu kaufen, wo sie sicher sein kann, die Ware aus erster Hand zu erhalten, garantiert durch die Firma und stets frisch. Infolge des reißenden Absatzes ihrer Ware, sah sich die Firma des Herrn Jankiewicz gezwungen, eigene Läden zu eröffnen, zuerst in Lodz an der Petrikauerstraße im Jahre 1903, und hierauf, im Jahre 1905, wurden in Warschau fünf eigene Läden eröffnet, und zwar: an der Marszalkowskastraße Nr. 137, und den zweiten Nr. 60, Nowy Świat Nr. 29, Wierzbowastraße Nr. 5, Nalewki Nr. 28.

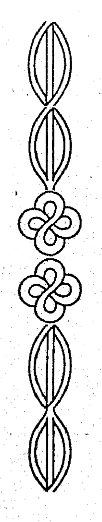
Die Frage an Herrn Jankiewicz stellend, ob seine Firma nicht die Absicht trage, Niederlagen in den großen Städten des Reiches zu errichten, antwortete er: — In Petersburg — nicht. Denn dort gibt es die Wasserzufuhr vom Meere, die immer billiger ist, wie der Landweg. Eine solche Operation würde die Kalkulation nicht aushalten. Jedoch auf andere Städte werden unsere Operationen bestimmt ausgedehnt werden. Hier haben wir russische Kataloge. Gegenwärtig legen wir einen eigenen Laden in Jekaterinoslaw an.

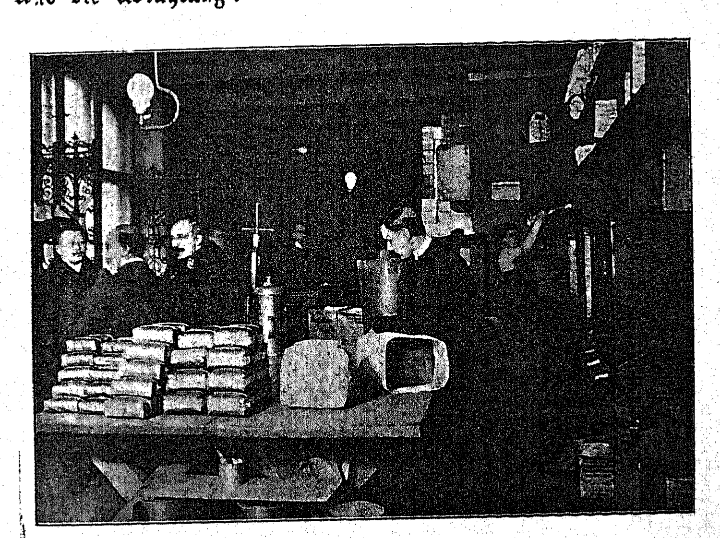
Das ist der erste.

Nach ihm werden gewiß andere kommen. Jedes Unternehmen, das verständig geführt wird, entwickelt sich durch sein eigenes Ansehen. Der Direktor der Fabrik, ein Holländer, der seit der Gründung angestellt ist und durchaus gut polnisch spricht, gab mir einige interessante Aufklärungen. Das Kaffeebrennen erfordert große Eile, sagte er zu mir, auf die ungeheure Trommel weisend, in welche 150 Pfd. Kaffee hineinrollten, — und die Prozedur dauert 12 bis 14 Minuten. Allerdings, dank der vorzüglichen Maschinen, welche wir besitzen, erhält der Kaffee in dem Ofen eine sehr beständige Temperatur, was uns die Fabrikation eines stets gleichen Produkts ermöglicht.

Und die Abkühlung?







Auslesen der Kaffeebohnen.

Verpacken des Kaffees.

Die muß noch rascher vor sich gehen. Hierzu bleiben uns höchstens zwei bis drei Minuten übrig. Eine so rasche Abkühlung ist eine nicht minder wichtige Bedingung zur Erzielung einer gastronomischen Vollkommenheit des Kaffees, wie das gleichmäßige Brennen. Hier, sehen Sie, mein Herr, befinden sich die Siebe, unter denen starke Exhaustoren angebracht sind, die den Kaffee im Lauf von 2 bis 3 Minuten abkühlen. Ich sah mir den Ofen sehr gut an. Es ist dies keine durch seine Dimensionen imponierende Maschine, aber sie erregt Verwunderung durch ihre komplizierte Konstruktion. Ihre Konstruktion gestattet jeden Moment, mit Hilfe eines speziellen Löffels in das Innere der Trommel zu langen und eine Kaffeeprobe herauszuholen, ohne daß der Brennungsprozeß auch nur eine Secunde unterbrochen zu werden braucht. Der Direktor geht auch ununterbrochen von Ofen zu Ofen und sieht sich die Proben eingehend an.

An den Fenstern der Fabrik bemerkte ich kleine Maschinen, deren Hauptbestandtheil ein eisernes Sieb bildet. Ueber dieses Sieb, das sich in unaufhörlicher Vorwärtsbewegung befindet, rollt der Kaffee dahin, die Arbeiter aber lesen die Bohnen aus, die nicht genügend gebrannt wurden. Erst jetzt erhält man ein durchaus gleichmäßiges Produkt.

Und die nicht völlig gebrannten Kaffeebohnen, wandern sie wieder in die Trommel? — frug ich.

— Oh nein! — lautete die Antwort. — Das ist vorbei. Das Aroma des Kaffees ist verloren.

— Also, das wird auf den Kehrichthaufen geworfen!

— Es kaufen ihn die Kaufleute von der Gestastraße und machen daraus die billigsten und niedrigsten Kaffeegattungen. Das Fabriks-Handels-Etablissement des Herrn Jankiewicz befindet sich in einem neuen eigenen Hause, das an der Leszuastraße Nr. 50 errichtet wurde, und ist von peinlichster Sauberkeit und mit allem Komfort ausgestattet. Die Fabrik nimmt die letzten Gebäude des tiefen Hofes ein. Und so musterhaft wie sie ist, so elegant und sauber ist alles in ihr gehalten, daß ich sie nach mehr als stundenlangem Aufenthalt ohne ein Stäubchen auf den Kleidern zu bemerken verlassen konnte.

Und mit dem Beschluß, beständig den Kaffee der Firma L. B. Jankiewicz zu benutzen. Das versteht sich von selbst. Zweifellos wird Euch das, liebe Leser, wundern, daß eine so einfache Sache, wie das Kaffeebrennen ist, in der gegenwärtigen Zeit Gegenstand maschineller Fabrikation wurde. Und daß dies so kompliziert ist und so viel Umstände erfordert.

Aber wenn der Kaffee gut sein soll, muß er frisch, muß er gestern gebrannt worden sein. Anderenfalls verliert er seine losen Bestandtheile und in ihnen steckt das Aroma. F.

Die Auflösung des Silbenrätsels in unserer vorigen Sonntags-Beilage lautet:

Poseidon, Orinoko, Reiter, Teltow, Urgeschichte, Gesang, Amalie, Lissabon.

Portugal — Norwegen.

Richtig gelöst von: Leopold Schröter jr., Alexander Klotz, Idek Schapiro, Ginia und Bella Schapiro, Oskar Ogurek, Friedrich Märtin, Karl Schunk, Irma und Natalie Günther, Adolf Below, Richard Schönhals, Gustav Vogel, Emil Keltz, H. E. Steinbach, Theodor Günther, Edmund Rist, Bronia Rawska, Paul Brindisch, Linda und Julie Dittweiler, Meta Krieger, Gertrud Methner, Ernestine Olscher, Raja Geninson, Hermann und Thea Großmann, Salomea Romberg, Alex. Hoeflich, Paul Brückert, sämtlich in Lodz, R. Michael in Baluty, Alma, Robert und Otto Leffler und Robert Schnee in Radogoszcz, Lina Pf in Zgierz, Lydia Schulz und Theodor Hauschild in Alexandrow.

Die Auflösung des Füllrätsels in unserer vorigen Sonntags-Beilage lautet:

Ein Leben ohne Liebe
Ist eine Glocke ohne Klang,
Eine Blume ohne Duft,
Ein Himmel ohne Stern.

Wein — Leu — Abend — Rohr — Nest — Lied — Abel — List — Eid — Ney — Globus — Ecke — Mohn — Neid — Wohlklang Reis — Urne — Blut — Meer — Mohr — Neun — Rosenduft — Stein — Himbeere — Melone — Kohl — Nerz — Ostern.

Richtig gelöst von: Emil Keltz, H. E. Steinbach, Theodor Günther, Edmund Rist, Paul Prindisch, Meta Krieger, Gertrud Methner, Ernestine Olscher, Raja Geninson, Alex Hoeflich, Paul Brückert, sämtlich in Lodz, R. Michael in Baluty, Lydia Schulz in Alexandrow.

Rätsel.

Auf meinen Reisen einst im Morgenland
Ein armes Rätselwort ich bettelnd fand:
Der Hunger sah ihm aus dem Aug', die Not,
Und gerne teilte ich mit ihm mein Brot.
„Mög Allah stets sich gnädig zu Dir neigen,
Doch will auch ich mich Dir erkenntlich zeigen:
Nimm hin dies Amulet!“ Ich nahm es an,
Steckt's lachend ein und wandert' fürbaß dann.
Was kann wohl das getrennte Wort mir nützen?
Droht mir Gefahr, werd' ich mich selber schützen.
Doch einst hatt' ich beim Wandern mich verlaufen,
Und brüllend drohte mir ein wilder Haufen
Brauner Gesellen, forderte mein Gut,
Ja, schien zu lechzen gar nach meinem Blut.
Ich aber rief: „Kommt nicht zu nahe mir!“
Und zog hervor das magische Papier.
Da warf die Bande auf die Erde sich,
Und stolz erhob'nen Haupts entfernt' ich mich.
Dem Wort vereint — getrennt einst unterschätzt,
Von ganzem Herzen dankt ich ihm jetzt.

Gleichung.

a—b + c—d + e—(f—g) · x.

a Gebirge in Europa. b bei Taufen wichtige Personen. c Erscheinungsart des Wassers. d altes Maß. e Stadt in der Rheinprovinz. f enthält künftiges Leben. g Nahrungsmittel und Ausruf. x eine für Christen bedeutsame Zeit

Buntes Allerlei.



Aus der Schule.

Lehrer: „... Weihnachten ist also ein Fest, das wir jedes Jahr am gleichen Tage feiern. Kannst Du mir nun ein Fest nennen, das zwar auch jedes Jahr gefeiert wird, aber nicht immer auf den nämlichen Tag fällt?“

Peperl: „Die Kindestauf'!“

Einzige Gefahr.

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß meine Nichte sehr gebildet ist — aber kochen kann sie nicht!“ — „Macht nichts — wenn sie's nur nicht am Ende doch tut!“

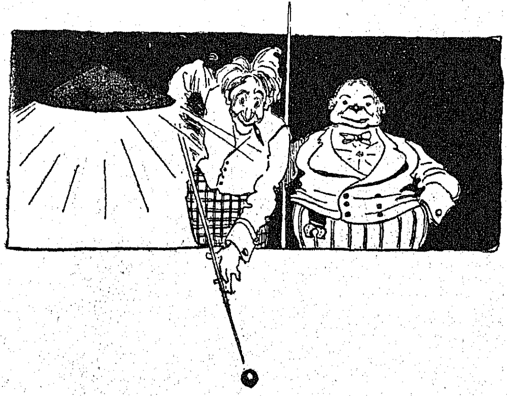
Scherzfrage.

Warum soll ein Telephonfräulein nie Krankenschwester werden? — Weil sie doch immer falsch verbinden würde.

Unter Eheleuten.

Sie (Vogelliebhaberin): „Ich habe mir heute einen Kuckuck geholt!“
Er: „Ich möchte lieber, der Kuckuck hätte dich geholt!“

Ein Feinschmecker.



„Sie gehen aber heute drauf wie Blücher — schon den achten Vierziger ...“

„Ja, sehen Sie, morgen haben wir im Hotel Manteuffel unseren Vereinsabend mit gastronomischer Delektierung à la Petrykowski, wer die meisten Vierziger hat, bekommt Austern und Kaviar.“

Herausgeber und Redacteur A. DREWING. Druckerei der „Neuen Lodzer Zeitung.“